

**HEYNE** <

## DAS BUCH

Zehn Erdenjahre sind seit Thomas Covenants Aufenthalt im Land vergangen; nach den Ereignissen in *Die Macht des Rings* lebt der Leprakranke als Ausgestoßener auf der Haven-Farm und schreibt Romane. Nur sein Arzt Dr. Berenford weiß, dass Covenants Exfrau Joan zu ihm zurückgekehrt ist. Doch Joan, die sich einer Sekte angeschlossen hat, scheint wahnsinnig geworden zu sein und giert nach Covenants Blut. Berenford weiß sich keinen Rat mehr und bittet die junge Ärztin Linden Avery um Hilfe.

Als sie sich Thomas Covenant zu nähern versucht, überschlagen sich die Ereignisse. Ein alter Mann in brauner Robe erscheint wie aus dem Nichts, und es gelingt ihr nur mit Mühe, ihm das Leben zu retten; Covenant aber weist ihre Hilfe barsch zurück. Linden, die selbst mit den Geistern ihrer Vergangenheit ringt, gibt nicht auf. Als sie noch einmal zur Haven-Farm fährt, muss sie mit ansehen, wie Joan aus Covenants Haus geraubt wird und in einer martialischen Zeremonie geopfert werden soll. Als er sie retten will, wird Covenant schwer verletzt, und als Linden ihm zur Hilfe eilt, werden beide in das Land gerissen.

Dort sind in Covenants Abwesenheit mehrere Jahrtausende vergangen, und der Verächter ist zu neuer Macht gelangt. Wieder versucht er, sich Covenants wilde Magie anzueignen, um den Bogen der Zeit zu zerstören; doch statt Heere zu entsenden, reißt Lord Foul das Land mit dem Sonnenübel in zügellose Exzesse von Fruchtbarkeit, Regen, Dürre und Pestilenz und raubt ihm so seine Schönheit und alles Gesunde. Zu spät erkennt Covenant, dass die vom Blut unschuldiger Opfer genährte Sonnenkorona in erster Linie dazu dient, Lord Fouls eigentliche Pläne zu verschleiern.

## DER AUTOR

Stephen Donaldson hat mit den *Chroniken von Thomas Covenant* eines der größten phantastischen Epen der modernen Zeit geschaffen. Er lebt in New Mexico und schreibt gerade Band acht der Chroniken. Bei Heyne liegen vor: *Die Macht des Rings* (enthält *Der Fluch des Verächters*, *Der Siebte Kreis des Wissens* und *Die letzte Walstatt*), *Der Bogen der Zeit* (enthält *Das verwundete Land*, *Der Einholzbaum* und *Der Ring der Kraft*) sowie *Die Runen der Erde*.

STEPHEN DONALDSON

*Der Bogen der Zeit*

Die Chroniken von  
Thomas Covenant

Überarbeitete Neuausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgaben  
THE WOUNDED LAND  
THE ONE TREE  
WHITE GOLD WIELDER  
Deutsche Übersetzung von René Nibose-Mistral

*Umwelthinweis:*

Dieses Buch wurde auf  
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt

Überarbeitete Neuauflage 10/06  
Redaktion: Momo Evers  
Copyright © 1983, 2006 by Stephen R. Donaldson  
Copyright © 2006 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung  
by Wilhelm Heyne Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
[www.heyne.de](http://www.heyne.de)  
Printed in Germany 2006  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN-10: 3-453-53 207-4  
ISBN-13: 978-3-453-53 207-6

# *Inhalt*

## *Erster Teil*

Das verwundete Land 9

## *Zweiter Teil*

Der Einholzbaum 627

## *Dritter Teil*

Der Ring der Kraft 1163

Glossar 1689











*Erster Teil*

---

*Das verwundete Land*



I  
*Tochter*

Als Linden Avery das Klopfen an ihrer Tür hörte, stöhnte sie laut auf. Ihre Laune war auf dem Tiefpunkt, und sie legte keinen Wert auf Besucher. Alles, wonach ihr der Sinn stand, waren eine kalte Dusche und Ruhe – und somit die Möglichkeit, sich an die gewollte Kargheit ihrer Umgebung zu gewöhnen.

Für einen Frühlingstag war das Wetter ungewöhnlich trüb, und sie hatte den Großteil des Nachmittags mit dem Einzug in ihre neue Wohnung zugebracht, die die Klinik für sie angemietet hatte. Ihre spärliche Garderobe, ihr altes Mobiliar und eine knochenbrecherische Anzahl von mit Fachliteratur gefüllten Pappkartons hatte sie aus ihrer mittelalterlich anmutenden Limousine über die Außentreppe in den zweiten Stock des alten Holzhauses geschleppt.

Das Haus kauerte wie eine steinalte Kröte inmitten des Unkrauts, verknöchert und steif. Als Linden die Wohnung zum ersten Mal betreten hatte, war sie von drei Zimmern und einem Bad mit schmutzgelben Wänden empfangen worden, von Dielen mit im Abflocken begriffener beiger Farbe sowie einer Atmosphäre des Außergebrauchseins, die an Unwürdigkeit grenzte. Zu ihren Füßen hatte ein Stück Papier gelegen, das jemand unter der Tür durchgeschoben haben musste.

Dicke rote Striche wie von Lippenstift oder frischem Blut prangten darauf, bildeten ein großes, grobes Dreieck, in dem vier Worte standen:

JESUS IST DER RETTER

Einen Moment lang hatte sie den Zettel betrachtet, ihn dann aufgehoben, zerknüllt und in ihre Tasche geschoben. Sie hatte keinen Bedarf an Heilsversprechungen. Ihr lag an nichts, was sie nicht verdiente.

Der Zettel, die diesige Luft, die Anstrengung, die es erfordert hat-

te, ihre Besitztümer die Treppe hinaufzuwuchten, und die Wohnung als solche ließen Mordgelüste in ihr aufkommen. Die Zimmer erinnerten sie an das Haus ihrer Eltern, und allein schon deshalb war ihr die Wohnung zuwider. Weil sie aber in gewisser Weise zu ihr passte, beschloss Linden, sich mit ihrer neuen Bleibe abzufinden. Ihre Situation war ihr willkommen und verhasst zugleich, denn die persönliche Härte, mit der sie einmal mehr in ihrem Leben konfrontiert wurde, empfand sie als gerecht.

Linden hatte gerade erst ihre Zeit als Assistenzärztin hinter sich gebracht, und sie hatte mit Absicht auf eine Stellung zugearbeitet, die es ihr ermöglichte, sich in einem kleinen, ländlich verschlafenen Ort wie diesem hier niederzulassen – ähnlich jenen Orten, in deren Nähe sie zur Welt gekommen und ihre Eltern gestorben waren. Obwohl sie erst dreißig war, fühlte sie sich alt, unattraktiv und voller Ernst. Das war angemessen, denn sie blickte auf ein freudloses und ernstes Leben zurück. Ihr Vater war gestorben, als sie acht, ihre Mutter, als sie fünfzehn war. Nach drei einsamen Jahren in einem Waisenhaus hatte sie das College und ein Medizinstudium absolviert, dann als Praktikantin und Assistenzärztin gearbeitet und sich unterdessen auf familienärztliche Betreuung spezialisiert. Sie war einsam gewesen, so weit sie zurückdenken konnte, und das Alleinsein war zu einem Teil ihrer selbst geworden. Ihre zwei oder drei Liebesabenteuer waren eher hygienische Routine oder physiologisches Experiment gewesen; innerlich berührt hatten sie sie nicht. Ihr Gesicht im Spiegel kündete von Strenge und den Folgen von Gewalt.

Hartes Arbeiten und unterdrückte Gefühle hatten die unerbetene Weiblichkeit ihres Körpers nicht beeinträchtigen, ebenso wenig den von innen kommenden Glanz ihres schulterlangen, weizenblonden Haars abstumpfen oder die gewachsene Schönheit ihres Gesichts mindern können. Ihr betriebsames, genügsames Leben hatte nichts an der Weise verändert, wie ihre Augen sich beinahe ohne Veranlassung zu verschleiern und mit Tränen zu füllen pflegten. Und doch durchzogen bereits Falten ihr Gesicht, ließ das fortwährende Stirnrunzeln über dem Rücken ihrer geraden, zierlichen Nase sie konzentriert und aufmerksam erscheinen. Wie ein Hauch von Schmerz umspielten Grübchen ihren Mund – einen Mund, der

ursprünglich für etwas Üppigeres geformt worden war als das Dasein, das sie hatte führen müssen. Ihre Stimme war ausdruckslos geworden, glich eher einem Diagnosewerkzeug, einer Methode zur Datenübermittlung, als einem Verständigungsmittel.

Doch ihr hartes Leben hatte ihr noch mehr gegeben als Einsamkeit und die Neigung zu trübseligen Stimmungszuständen. Es hatte sie gelehrt, an die eigene Kraft zu glauben. Linden war Ärztin; sie hatte Leben und Tod in ihren Händen gehalten und gelernt, sich mit beiden auseinanderzusetzen. Sie vertraute auf ihre Fähigkeit, Bürden zu tragen.

Als sie das Pochen an der Tür hörte, stöhnte sie also laut auf, glättete aber dann ihre schweißdurchtränkte Kleidung, als zerrte sie ihre Gefühle zurecht, und ging dann zur Tür, um zu öffnen.

Sie kannte den stämmigen, leicht krummen Mann, der auf dem Treppenabsatz stand. Er war Julius Berenford, der Chefarzt des Kreiskrankenhauses, der Mann, der für ihre Einstellung gesorgt hatte, damit sie für ihn die Hausbesuche und die Ambulanz übernahm. In einer Klinik in einer eher städtischen Gegend wäre es ungewöhnlich gewesen, für einen solchen Posten einen praktischen Arzt einzustellen. Das hiesige Kreiskrankenhaus jedoch war für eine Region zuständig, in der hauptsächlich Farmer und Hinterwäldler wohnten. Die Ortschaft – das Kreisstädtchen – litt seit zwanzig Jahren an steter Überalterung. Dr. Berenford brauchte nichts so sehr wie einen Allgemeinmediziner.

Berenfords Schädeldecke befand sich nun in der Höhe ihrer Augen. Er war doppelt so alt wie sie, und die runde Feistigkeit seines Bauchs widersprach der Dünne seiner Gliedmaßen. Er erweckte den Eindruck missgelaunter Güte, als fände er das menschliche Verhalten unbegreiflich und liebenswert zugleich. Wenn er unter seinem weißen Schnauzbart lächelte, strafften sich seine Tränensäcke und gaben dem Gesicht einen Ausdruck von Ironie.

»Doktor Avery«, sagte er, nach dem mühsamen Treppensteigen etwas außer Atem.

»Doktor Berenford.« Weil sie ihren Unwillen über die Störung zum Ausdruck bringen wollte, klang ihre Stimme deutlich gepresst, als sie »Bitte treten Sie ein!« hinzufügte und ihm den Eingang freigab.

Er trat ein, sah sich um und steuerte dann zielstrebig auf einen Stuhl zu. »Sie sind schon eingezogen«, stellte er fest. »Gut. Ich hoffe, jemand hat Ihnen geholfen, alles hier heraufzuschaffen.«

Sie nahm auf einem Stuhl in seiner Nähe Platz und drückte das Rückgrat durch, als wäre sie im Dienst. »Nein.« Wen hätte sie denn um Hilfe bitten können?

Berenford wollte protestieren, aber sie winkte ab. »Kein Problem. Ich bin es so gewohnt.«

»Na ja, das sollten Sie aber nicht.« Er sah sie aufmerksam an. »Sie haben erst kürzlich Ihre assistenzärztliche Tätigkeit in einer bestens angesehenen Klinik beendet und dort hervorragende Arbeit geleistet. Da ist es doch das Wenigste, was Sie vom Leben erwarten können müssten, dass jemand Ihnen dabei hilft, Ihre Möbel die Treppen hinaufzutragen.«

Linden wusste, dass sich hinter dem humorvollen Tonfall Ernsthaftigkeit verbarg, denn er hatte sie bereits während des Einstellungsgesprächs mehr als einmal gefragt, warum jemand mit ihren Empfehlungen sich um eine Stelle in einem armseligen Kreiskrankenhaus auf dem Lande bewarb. Die glattzüngigen Antworten, die sie sich für ihn zurechtgelegt hatte, hatten ihm nicht genügt; schließlich war sie gezwungen gewesen, ihm die Tatsachen zumindest annähernd einzugestehen. »Meine Eltern sind beide nahe einer Ortschaft wie dieser gestorben«, hatte sie gesagt. »Sie waren kaum in ihren besten Jahren. Hätten sie unter der Obhut einer guten hausärztlichen Betreuung gestanden, könnten sie heute noch am Leben sein.«

Das war sowohl die Wahrheit als auch eine Lüge, und das hatte mit den Wurzeln der Zwiespältigkeit zu tun, infolge deren sie sich so alt fühlte. Wäre das Melanokarzinom ihrer Mutter früh genug richtig diagnostiziert worden, hätte man sie durch eine Operation mit neunzigprozentiger Sicherheit retten können. Und wären die Depressionen ihres Vaters frühzeitig von jemandem mit Sachkenntnis oder hinlänglichem Gespür erkannt worden, hätte sein Selbstmord sich vielleicht verhindern lassen. Umgekehrt jedoch ergab sich gleichfalls eine Wahrheit. Nichts hätte ihre Eltern zu retten vermocht. Sie hatten sterben müssen, weil sie ganz einfach untauglich für ein längeres Leben gewesen waren. Wann immer Linden über

derartige Dinge nachdachte, schien es ihr, als würden ihr die Knochen mit jeder Stunde morscher.

Sie war in dieses Dorf gezogen, weil sie Menschen wie ihren Eltern helfen wollte. Und weil sie beweisen wollte, dass sie in solchen Verhältnissen zu wirksamer Arbeit imstande war – dass sie anders war als ihre Eltern. Und weil sie sterben wollte.

»Na gut«, sagte Dr. Berenford, als sie nichts entgegnete, »es ist so, wie es ist.« Anscheinend bereitete die Humorlosigkeit ihres Schweigens ihm Unbehagen. »Jedenfalls bin ich froh, dass Sie da sind. Kann ich irgendwas für Sie tun? Ihnen helfen, sich zurechtzufinden?«

Linden war drauf und dran, sein Angebot abzulehnen – aus Gewohnheit, nicht aus Überzeugung –, da entsann sie sich des Zettels in ihrer Tasche. Einer Eingebung folgend, klaubte sie ihn heraus und reichte ihn ihm. »Das hier hat man mir unter die Tür geschoben. Vielleicht sollten Sie mir verraten, was mir noch alles bevorsteht.«

Er betrachtete das Dreieck und die Schrift, las kaum vernehmlich ›Jesus ist der Retter‹ ab, und seufzte dann. »Eine der Begleiterscheinungen des hiesigen Lebens. Ich gehe in diesem Ort seit vierzig Jahren getreulich in die Kirche. Aber weil ich ein Mann mit qualifizierter Ausbildung und anständigem Einkommen bin, versuchen einige der guten Leute hier ständig...« Er schnitt eine Grimasse. »... mich zu bekehren. Unwissenheit ist die einzige Form von Unschuld, die sie kennen.« Er hob die Schultern und gab ihr den Zettel zurück. »Dieser Landstrich befindet sich seit langem im Niedergang. Mit der Zeit treiben niedergeschlagene Menschen sonderbare Dinge. Sie versuchen, Depression zu einer Tugend zu machen – sie brauchen irgendetwas, wodurch sie sich weniger hilflos fühlen. In dieser Gegend suchen sie meistens ihr Heil, indem sie den Erweckungspredigern nachlaufen. Leider dürfte es kaum zu vermeiden sein, dass Sie es hier mit Leuten zu schaffen bekommen, die sich Sorgen um Ihr Seelenheil machen. In einer Kleinstadt ist niemandem ein Privatleben vergönnt.«

Linden nickte, tatsächlich aber hörte sie ihrem Besucher gar nicht zu. Plötzlich war ihr ihre Mutter in den Sinn gekommen, die sich mit weinerlicher Stimme in abstoßendem Selbstmitleid suhl-

te. Ihre Mutter hatte ihr, Linden, die Schuld am Tod ihres Vaters zugeschoben.

Mit finsterner Miene verdrängte sie die Erinnerung. Am liebsten hätte sie diese Erinnerungen aus ihrem Gedächtnis tilgen lassen. Weil Dr. Berenford sie ansah, als ob sich die Abscheu auf ihrem Gesicht widerspiegelte, verbarg sie ihr Inneres hinter einer Maske der Disziplin, der Maske des Chirurgen. »Was kann ich für Sie tun, Dr. Berenford?«

»Nun, zunächst einmal«, sagte er und zwang sich trotz ihres Tonfalls zu Herzlichkeit, »können Sie mich Julius nennen. Ich werde Linden zu Ihnen sagen, also dürfen Sie es andersherum auch so halten.«

Sie fügte sich mit einem Achselzucken. »Julius.«

»Linden.« Er lächelte; doch sein Unbehagen blieb. »Ich bin tatsächlich«, ergänzte er kurz darauf hastig, als könne er so der Schwierigkeit seines Anliegens entkommen, »aus zwei Gründen zu Ihnen gekommen. Natürlich war es meine Absicht, Sie hier bei uns im Ort willkommen zu heißen. Aber das hätte ich auch später erledigen können. Die Wahrheit ist, ich möchte Sie an die Arbeit schicken.«

*Arbeit?*, dachte Linden. Das Wort rief in ihr unwillkürliche Ablehnung hervor. *Ich bin gerade erst eingetroffen. Ich bin müde und gereizt, und ich weiß nicht, wie ich diese Wohnung ertragen soll.* »Heute ist Freitag«, erwiderte sie vorsichtig. »An sich brauche ich erst am Montag anzufangen.«

»Diese Angelegenheit hat nichts mit dem Krankenhaus zu tun. Sie müsste es, aber es ist nicht der Fall.« Er sah sie flehentlich an. »Es geht um einen persönlichen Gefallen. Die Sache ist mir über den Kopf gewachsen. Ich habe so viele Jahre damit zugebracht, mich mit dem Leben meiner Patienten zu beschäftigen, dass ich offenbar nicht mehr zu objektiven Entscheidungen fähig bin. Vielleicht hinke ich auch einfach meiner Zeit hinterher ... Möglicherweise sind meine medizinischen Kenntnisse nicht auf dem neuesten Stand. Ich habe schlichtweg den Eindruck, die Meinung eines Dritten einholen zu müssen.«

»Und worüber?«, erkundigte sich Linden, auf eine sachliche Tonlage bedacht. Inwendig aber stöhnte sie, weil sie jetzt schon wuss-



te, dass sie tun würde, was auch immer er sie zu tun bat. Julius sprach einen Teil in ihr an, der nie gelernt hatte, Nein zu sagen.

Verdrossen legte Berenford die Stirn in Falten. »Unglücklicherweise kann ich Ihnen darüber keine Auskunft geben. Es ist vertraulich.«

»Ach, kommen Sie!« Sie war nicht in der Stimmung für Ratespiele. »Ich habe den gleichen Eid abgelegt wie Sie.«

»Ich weiß.« Er hob die Hände, wie um ihre Verärgerung abzuwehren. »Ich weiß. Aber es dreht sich nicht um diese Art von Vertraulichkeit.«

Sie musterte ihn, für den Moment völlig ratlos. Sprach er etwa nicht von einem medizinischen Problem? »Das klingt ja, als ob es sich um einen ziemlich großen Gefallen handeln würde.«

»Kann sein. Das hängt von Ihnen ab.«

Noch ehe Linden ihn fragen konnte, wovon er überhaupt sprach, fuhr Berenford unvermittelt fort. »Haben Sie jemals den Namen Thomas Covenant gehört? Er schreibt Romane.«

Sie spürte, wie er sie beobachtete, während sie ihr Gedächtnis durchforstete. Der Name sagte ihr nichts. Seit der Bewältigung des am College erforderlichen Pensums an Literatur hatte sie keinen Roman mehr gelesen. Sie hatte so wenig Zeit. Um Sachlichkeit bemüht, schüttelte sie den Kopf.

»Er wohnt hier in der Umgebung«, sagte er. »Er hat außerhalb der Ortschaft ein Haus auf einem Stück Land, das Haven-Farm heißt. Man biegt dorthin rechts von der Hauptstraße ab.« Er vollführte eine vage Geste in Richtung der Kreuzung, die er meinte. »Wenn man den Ort durchquert hat, sind es noch etwa drei Kilometer. Auf der rechten Seite. Er leidet an Lepra.«

Bei dem Wort *Lepra* nahmen Lindens Gedanken eine andere Richtung, bewegten sich fort von dem Menschen Covenant und hin zu seiner Krankheit. Das war ein Resultat ihrer Ausbildung – ihrer entschiedenen Hingabe, dank der sie hatte Ärztin werden können, ohne an ihrer Einstellung zu sich selbst etwas zu ändern. *Hansen-Krankheit*, konstatierte sie insgeheim und durchforschte ihre Erinnerung nach Informationen.

*Mycobacterium leprae*. Lepra. Die Erkrankung breitete sich im Körper aus, indem sie Nervengewebe abtötete; bei typischem Ver-

lauf in den Extremitäten und den Hornhäuten der Augen. In den meisten Fällen konnte die Krankheit mittels eines langfristig angelegten therapeutischen Programms zum Stillstand gebracht werden, einer Behandlung, in deren Mittelpunkt DDS standen – Diaminodiphenylsulfonamide. Gelang es nicht, der Ausbreitung des Leidens Einhalt zu gebieten, konnten die Degenerationserscheinungen Muskelschwund und Deformationen, Veränderungen der Hautpigmentierung und Blindheit herbeiführen. Ferner sah der Erkrankte sich einer ganzen Reihe sekundärer Heimsuchungen ausgesetzt, am häufigsten Infektionen, die zusätzlich anderes Gewebe zerstörten. Mit der Zeit veränderte sich das Äußere des Opfers zusehends, wirkte, als wäre es lebendigen Leibes angefressen worden. Ansteckungen traten außerordentlich selten auf; Lepra war keine im herkömmlichen Sinne übertragbare Krankheit. Die vielleicht einzige statistisch nachvollziehbare Art, sich zu infizieren, war, sich als Kind über längere Zeit hinweg in einer dicht bevölkerten tropischen Region mit mangelhaften Sanitäreinrichtungen aufzuhalten.

Während ein Teil ihres Gehirns einige Fäden vom Knäuel ihres Fachwissens abspulte, jagten sich in einem anderen Fragen und Emotionen. *Ein Leprakranker? Hier? Warum erzählt er mir das?* Sie fühlte sich zwischen heftigem Ekel und Mitleid hin- und hergerissen. Das Leiden übte auf sie eine ebenso anziehende wie abschreckende Wirkung aus, weil es unheilbar war – so wenig zu kurieren wie der Tod. Sie musste tief Atem holen, ehe sie ihre Frage stellen konnte. »Und was möchten Sie, dass ich in Bezug auf diesen Fall unternehme?«

»Nun...« Berenford sah sie an, als gäbe es wirklich etwas, das sie in dieser Sache tun könnte. »Nichts«, sagte er schließlich. »Das ist nicht der Grund, weshalb ich mit Ihnen darüber spreche.«

Abrupt stand er auf und machte seinem Unbehagen Luft, indem er auf dem Holzfußboden auf und ab zu wandern begann. Obwohl er kein schwerer Mann war, quietschten die abgewetzten Dielen unter seinem Gewicht. »Die Erkrankung ist bei ihm rechtzeitig diagnostiziert worden... Er hat nur zwei Finger verloren. Einer unserer tüchtigeren Mitarbeiter im Labor hat die Lepra erkannt, hier im Kreiskrankenhaus. Jetzt ist Covenants Krankheit schon seit über

neun Jahren nicht mehr akut. Der Grund, warum ich Ihnen davon erzählt habe, war lediglich, herauszufinden, ob Sie – empfindlich sind, was Leprakranke angeht.« Seine Miene war angespannt. »Ich war es früher einmal. Aber ich habe genügend Zeit gehabt, um meine Berührungängste zu überwinden.« Er ließ ihr keine Gelegenheit zu einer Antwort. Stattdessen redete er hastig weiter, ganz so, als lege er eine Beichte ab. »Heute habe ich einen Punkt erreicht, an dem ich in Covenant nicht mehr die Personifizierung der Lepra sehe, wenn ich an ihn denke. Allerdings vergesse ich auch nie, dass er an Lepra leidet.« Offenbar sprach er über etwas, das er sich selbst bislang nicht hatte verzeihen können. »Zum Teil ist das aber auch seine Schuld«, fügte er trotzig hinzu. »Auch er vergisst es niemals. Er sieht in sich nicht den Schriftsteller, den Mann, den Menschen Thomas Covenant. Er sieht sich ausschließlich als den leprakranken Thomas Covenant.«

Als Linden ihn unverwandt musterte, senkte Berenford den Blick. »Aber darum geht es nicht. Es geht mir darum, ob es Ihnen etwas ausmachen würde, ihn aufzusuchen.«

»Nein«, antwortete sie barsch; doch die Strenge in ihrer Stimme galt nicht ihm, sondern ihr selbst. *Ich bin Ärztin. Der Umgang mit Kranken ist meine Aufgabe.* »Mir ist allerdings immer noch nicht klar, weshalb Sie wünschen, dass ich ihn aufsuche.«

Die Tränensäcke unter seinen Augen zitterten, als wollte er Linden um Nachsicht anflehen. »Ich kann es Ihnen nicht sagen.«

»Sie können es mir nicht sagen.« Ihr ruhiger Tonfall spottete ihre sich stetig verschlechternde Laune Lügen. »Inwiefern glauben Sie, dass ich irgendwie von Nutzen sein könnte, wenn ich nicht einmal weiß, warum ich mit ihm reden soll?«

»Möglicherweise können Sie *ihn* zum Reden bringen.« Berenfords Stimme klang hilflos und alt. »Das ist es, woran mir liegt. Ich möchte, dass er zu Ihnen Vertrauen fasst ... und Ihnen erzählt, was mit ihm vorgeht. Damit ich meine Versprechen nicht zu brechen brauche.«

»Also gut, lassen Sie mich Klartext reden.« Sie versuchte nicht länger, ihren Ärger zu verheimlichen. »Sie möchten, dass ich dort hinaus und zu ihm gehe und ihn rundheraus bitte, mir seine Geheimnisse zu erzählen. Eine völlig Fremde erscheint an seiner Tür

und will wissen, was mit ihm los ist – aus keiner anderen Veranlassung, als dass Dr. Berenford eine zusätzliche Meinung einzuholen wünscht. Ich könnte von Glück reden, wenn er mich nicht wegen unbefugten Betretens seines Grund und Bodens verklagt.«

Einen Augenblick lang nahm der Chefarzt ihren Sarkasmus und ihre Entrüstung still hin; dann seufzte er tief. »Ich weiß. Genauso ist er – er würde Ihnen niemals von sich aus etwas verraten. Er hat sich schon seit so langer Zeit in sich selbst zurückgezogen ...« In seiner Stimme schweben nun unterdrückter Schmerz und Unruhe mit. »Aber ich bin der Überzeugung, dass er einem *Irrtum* unterliegt.«

»Dann sagen Sie mir, um was es geht!«, beharrte Linden.

Berenford öffnete den Mund und schloss ihn wieder; er rang die Hände. Dann aber gewann er die Beherrschung zurück. »Nein. Später. Zuerst muss ich wissen, wer von uns im Irrtum ist. So viel bin ich ihm schuldig. Mrs. Roman ist mir keine Hilfe. Es geht hier um eine ärztliche Entscheidung. Aber ich kann sie nicht fällen. Ich habe es versucht, aber ich kann es nicht.«

Dass er derart unumwunden seine Unzulänglichkeit eingestand, erstaunte sie. Dennoch war sie müde, verschwitzt und verbittert. Verzweifelt suchte sie nach einer Ausrede, doch wie immer war es die Hilfsbedürftigkeit eines Menschen, der sie nichts entgegenzusetzen hatte. Sie knetete ihre Hände. Es war entschieden. Einen Moment später sah sie zu Berenford auf. Seine Gesichtszüge waren erschlaft, als habe die Last der Sterblichkeit ihn seiner Muskeln beraubt.

»Liefern Sie mir einen Vorwand«, sagte Linden leise, »unter dem ich ihn aufsuchen könnte.«

Sein befreites Aufseufzen war ihr zuwider.

»Das kann ich tun«, versicherte er, plötzlich voller Tatendrang. Er langte in eine Jackentasche, holte ein Taschenbuch hervor und gab es ihr. Auf dem düster wirkenden Umschlag stand:

Die Seele geb' ich für meine Schuld

Ein Roman von  
Thomas Covenant

»Bitten Sie ihn um ein Autogramm.« Offenbar hatte Berenford soeben seinen Sinn für Ironie wiedergefunden. »Versuchen Sie, ihn zum Reden zu bringen. Wenn Sie es schaffen, seine Abwehr zu durchdringen, wird sich gewiss etwas ergeben.«

Innerlich verwünschte Linden sich selbst. Sie hatte keine Ahnung von Romanen, sie wusste nicht einmal, wie man mit Fremden über irgendetwas anderes sprach als ihre Krankheitssymptome. Die Aussicht auf eine Begegnung voller Verlegenheit erfüllte sie schon jetzt mit Scham. Auf der anderen Seite hatte das Leben sie gelehrt, keine Rücksicht auf jene Tiefen ihrer Seele zu nehmen, die noch Scham empfinden konnten. »Wenn ich bei ihm gewesen bin«, sagte sie lustlos, »möchte ich mit Ihnen über diese Sache sprechen. Ich habe noch kein Telefon. Wo wohnen Sie?«

Jetzt, da Linden sich bereit erklärt hatte, seinem Wunsch nachzukommen, fiel Berenford wieder in sein normales Gebaren zurück und erklärte ihr beflissen und etwas umständlich den Weg zu seinem Haus, wiederholte sein Angebot, ihr seinerseits, wenn möglich, behilflich sein zu wollen, und dankte ihr für ihre Hilfsbereitschaft.

Als er sich verabschiedete, wunderte sie sich, weil er sich offensichtlich nicht daran störte, ihr seine Ratlosigkeit offenbart zu haben. Als aber das Geräusch seiner Schritte auf der Außentreppe verklang, da fühlte sie sich mit einem Mal allein gelassen mit einer Bürde, deren Ausmaß sie nie vollends würde begreifen können.

Unwirsch schob sie die dunklen Vorhänge beiseite. Es gab keine Alternative. Einen Moment lang verharrte sie noch auf ihrem Stuhl und betrachtete die stumpfen, gelben Wände ringsumher, dann stand sie auf, um zu duschen.

Nachdem sie so viel ihrer Missgestimmtheit heruntergewaschen hatte, wie sich mit Seife und Wasser fortspülen ließ, schlüpfte sie in ein eintönig-graues Kleid, das ihre Weiblichkeit hervorragend kaschierte, und brachte noch ein paar Minuten damit zu, den Inhalt ihrer Arzttasche zu überprüfen. Wie stets empfand sie ihn als unzureichend – es gab so viele Dinge, die notwendig waren, die sie aber unmöglich ständig mitführen konnte –, und in Anbetracht des Unbekannten, was sie erwartete, erschien ihr ihre Ausstattung erst recht als unzulänglich. Aber aus Erfahrung wusste sie, dass sie sich ohne ihre Arzttasche nackt fühlen würde. Mit einem müden

Seufzen schloss sie die Wohnung ab und stieg die Treppe hinab zu ihrem Auto.

Langsam, um sich ihre neue Umgebung einzuprägen, folgte sie der Wegbeschreibung Berenfords, und wenig später durchquerte sie das Zentrum der Ortschaft.

Die spätnachmittägliche Sonne und die dunstgeschwängerte Luft ließen die Häuser verschwitzt wirken. Es schien, als würden sich die Geschäfte vor den warmen Gehwegen zurücklehnen, als hätten sie allen Enthusiasmus und sogar die Zugänglichkeit vergessen, deren sie zum Überleben bedurften; und das Gerichtsgebäude mit seinem matten weißen Marmor und dem von riesigen steinernen Häuptern auf verfälschten griechischen Säulen getragenen Dach erweckte nicht den Eindruck, seiner Verantwortung gewachsen zu sein.

Auf den Bürgersteigen herrschte relativ viel Betriebsamkeit – Menschen strebten von der Arbeit nach Hause –, aber nur eine kleine Gruppe von Personen vor dem Gerichtsgebäude erregte Lindens Aufmerksamkeit. Eine verwelkt wirkende Frau mit drei kleinen Kindern stand auf den Stufen. Sie trug ein formloses, scheinbar aus Sackleinen gefertigtes Hemd; und die Kinder waren in eine Art grobe Juteleinwand gehüllt. Das Gesicht der Frau war gräulich und bar jeden Ausdrucks, als hätten Armut und Ermattung sie für die Ausgezehrtetheit ihrer Kinder unempfindlich gemacht. Alle vier hielten in den Händen kurze hölzerne Stäbe, übersät mit groben Zeichen, die mit roten Dreiecken umgeben waren. In jedem Dreieck stand ein Wort: BEREUE.

Die Frau und ihre Kinder hatten keine Augen für die Passanten. Wie benommen standen sie auf den Stufen des Gerichts, als hätte eine ihnen auferlegte Strafe sie gelähmt. Lindens Herz verkrampfte sich bei dem Anblick der seelischen und körperlichen Not der Fremden. Solchen Menschen konnte sie nicht helfen.

Drei Minuten später hatte sie die Ortschaft verlassen.

Die Straße schlängelte sich hier durch bestellte Täler, die zwischen waldigen Hügeln lagen. Außerhalb der Ortschaft waren die für die Jahreszeit ungewöhnliche Wärme und Feuchtigkeit allem zuträglicher, das sie berührten; sie brachten die Luft zum Flimmern, sodass sie wie ein Lebewesen über den frisch bestandenen



Stephen Donaldson

## **Der Bogen der Zeit**

Die Chroniken von Thomas Covenant Bd. 2

Paperback, Broschur, ca. 1712 Seiten, 13,5 x 21,0 cm

ISBN: 978-3-453-53207-6

Heyne

Erscheinungstermin: September 2006

Das Abenteuer geht weiter! Der „Bogen der Zeit“, der zweite Teil von Stephen Donaldsons großem Epos, versammelt erstmals die Covenant-Romane „Das verwundete Land“, „Der einsame Baum“ und „Der Ring der Kraft“ in vollständig überarbeiteter Neuausgabe.



[Der Titel im Katalog](#)